

Düsseldorfer Heimatblätter

MITTEILUNGSBLATT DES HEIMATVEREINS „DUSSELDORFER JONGES“

VEREINSHEIM „ZUM SCHWARZEN ANKER“, DÜSSELDORF, BOLKERSTRASSE 35

ERSCHEINT MONATLICH NACH BEDARF

NR. 12

OKTOBER 1948

Ende 1906 schrieb der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Generalkommissionspräsident Albert Küster seine Düsseldorfer Erinnerungen nieder. Das „Düsseldorfer Kapitel“ zaubert uns die 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts vor Augen. Ohne Stellungnahme bringen wir nachfolgend die schönen Ausführungen, die den Heimatfreund interessieren müssen.

Düsseldorf um 1840

Wer Düsseldorf nur aus den letzten zwanzig Jahren kennt, wird sich kaum eine Vorstellung machen können von seinem Zustande, seinem Leben und Treiben im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts und der fast riesigen Entwicklung, welche es in diesem Jahrhundert und namentlich in dessen zweiter Hälfte genommen hat. Von einem kleinen Städtchen, das nur eine Bedeutung hatte als ehemalige Haupt- und Residenzstadt des Bergischen Landes, und als Kunst- und Gartenstadt, hat es sich zu einer ungeahnten Größe aufgeschwungen. Kühn hat es neben der alten Patrizier- und Kaufmannsstadt Köln seinen Platz an der Sonne des Verkehrs, des Handels und der Industrie, der Kunst und Wissenschaft erobert und als zweitgrößte Stadt der Rheinprovinz trotz Neid und Mißgunst von vielen Seiten nicht allein behauptet, sondern seine Bedeutung und sein Ansehen im Kreis der Städte immer mehr erhöht.

Während es im Jahre 1804 1387 Häuser und 12000 Einwohner zählte, weist der Almanach, der mit seinem Wohnungsanzeiger zuerst im Jahre 1844 erschien, die Anzahl der Häuser der Stadt einschließlich Neustadt und Pempelfort mit 1883 und die Seelenanzahl mit 27.118 auf. In den zur Oberbürgermeisterei gehörenden Gemeinden Derendorf, Flingern, Golzheim, Mörsenbroich, Grafenberg, Ober- und Unterbilk, Lierenfeld, Stoffeln, Hamm, Volmerswerth und Flehe standen außerdem 1283 Häuser mit 9407 Einwohnern, in der ganzen Oberbürgermeisterei also 3166 Häuser mit 36525 Einwohnern. Am 31. Dezember 1903 bezifferte sich die Anzahl der Häuser auf 11833 und der Einwohner auf 234300. An Kommunalsteuern wurden im Jahre 1844 aufgebracht 10850 Taler = 32550 Mark und am 31. Dezember 1903 6885682 Mark. Die Verkehrsverhältnisse lassen sich am besten beurteilen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß 1844 die einzigste Eisenbahn Düsseldorf-Elberfeld viermal täglich fuhr, um 8, 11, 2 $\frac{1}{2}$ und 7 Uhr. Dem Personenverkehr mit Cöln wurde genügt durch vier Postwagen, welche um 8, 12 $\frac{1}{4}$, 4 $\frac{1}{4}$ und 12 Uhr fuhren, mit Crefeld auch durch vier, um 5, 10, 4 $\frac{1}{2}$ und 8 Uhr, mit Aachen durch zwei, um 10 $\frac{3}{4}$ und 9 Uhr. Den Güterverkehr vermittelte die Güterpost nach Cöln, Crefeld und Arnheim einmal täglich, nach Münster viermal wöchentlich. Um nach Crefeld zu gelangen, mußte man noch im Jahre 1860 von Obercassel nach M.Gladbach und Viersen mit der Eisenbahn fahren oder, was bequemer war, mit dem Wagen des Haudereibesitzers Grubenhoff oder Höhe. Die Fahrt nach Cleve, das „hartje van Duitschland“, dauerte einen ganzen Tag.

Der innere Stadtbering, welcher sich im Jahre 1844 mit dem Schlacht- und Mahlsteuerbezirk deckte, war folgendermaßen begrenzt: An der Nordseite bildete der Sicherheitshafen, auf welchem jetzt die Rampe der festen Brücke steht, die Grenze. Von dem östlichen Ende des Hafens stieg eine hohe Mauer bis zu dem Garten des jetzigen Scheidtschen Hauses über den Eiskellerberg. In dieser Mauer war am Hafen ein hölzernes Tor, welches den Zugang bildete zum Rheinwerft und den Viehmärkten, die auf dem Platze des jetzigen Akademiegebäudes abgehalten wurden. Bei einbrechender

Dunkelheit wurde das Tor geschlossen. Das nördliche Ende der Lindenallee war durch ein eisernes Gitter, das mit einem Tor und einer Tür versehen war und von dem jetzigen Scheidtschen Hause bis an das nördliche Steuerhäuschen reichte, abgeschlossen. Zwischen den beiden noch stehenden Steuerhäuschen befand sich das eiserne Ratinger Tor, an dessen beiden Enden zwischen jedem Steuerhäuschen und dem gegenüberstehenden Pfeiler eine eiserne Tür für Fußgänger angebracht war. Die Goldene Brücke im Hofgarten wurde ebenfalls abends durch ein Tor abgesperrt, so daß nur der nach der Allee gelegene Teil des Hofgartens, der Botanische Garten, zum Stadtbering gehörte. Zwischen der Landskrone und dem nahe an diese heranreichenden Graben schloß das eiserne Flinger Tor und ein Steuerhäuschen, das auf der Stelle des jetzigen Corneliusdenkmals stand, die innere Stadt ab. Von da lief die Grenze am Graben vorbei bis zur Benrather Brücke, die ebenfalls mit einem eisernen Tor versehen war. Der Graben ging an der Ost- und Südseite der Stadt weiter bis zur Kasernenstraße, welche durch ein Lattentor abgesperrt war. Zwischen dem jetzt erheblich verkleinerten Schwanenspiegel und dem Speeschen Graben befand sich das Carltor. Von diesem ab bildete der Speesche Graben die Grenze bis zu dem Bergertor, dem Haupttor der Stadt Düsseldorf, und von diesem setzte sich eine Mauer fort hinter den Häusern der Bäckerstraße und der alten Kommißbrotbäckerei vorbei bis zu dem Rheinufer auf dem Alten Bär (früher Thomasbastion). Der Alte Bär war ein in den Rhein gebauter fester Kopf, der namentlich zum Schutz der Stadt Düsseldorf diente, um die Gewalt des Rheinstromes zu brechen und die Versandung der anderen Rheinseite zu verhindern. Der Alte Bär ist abgebrochen und das Kommißbackhaus, aus welchem die Soldaten täglich karrenweise ihr Kommißbrot zu den Kasernen brachten, allmählich stückweise verschwunden. Der Verkehr zwischen dem Rheinwerft und der Stadt wurde vermittelt durch das der Schiffbrücke gegenüberliegende Rheintor und das an der Altstadt befindliche Kohlentor. So war die Stadt mitte der 40er Jahre durch enge Grenzen eingezwängt. Alles, was vor der Steuerlinie lag, war vor den Toren, auf dem Lande und hatte geringen Bauwert. Die Kastanienallee, jetzige Königsallee, war nicht allein mit Kastanienbäumen, sondern auch auf beiden Seiten mit Pappeln bepflanzt, von welchen die eine Reihe sich da befand, wo die Front der jetzt dort stehenden Häuser ist, und mit der fortschreitenden Bebauung allmählich verschwand. Ebenso standen an der Kanalstraße und um den Exerzierplatz Pappelbäume an Stelle der jetzigen Ulmen, wie überhaupt die von Düsseldorf ausgehenden Wege: Grafenberger Chaussee, die Wege nach Kaiserswerth, Ratingen und Heerdt mit Pappeln, dem Lieblingsbaum Napoleons, bepflanzt waren, so daß Düsseldorf den Namen: die Pappelstadt oder urbs populea erhielt. Über den Exerzierplatz führten damals öffentlich benutzte Wege; er soll früher Eigentum der Stadt gewesen, aber von dem Fiskus durch dreißigjährige Benutzung ersessen worden sein. Auch den Schwanenmarkt wollte der Militäriskus seinerzeit für sich in Anspruch nehmen und versuchte, ihn als Exerzierplatz für die Rekruten zu benutzen. Da die Beschwerden der Stadt Düsseldorf keinen Erfolg hatten, ließ der Oberbürgermeister Hammers eines Nachts ein Viertel des Schwanenmarkts mit tiefen Gräben durchwühlen, und als an dem folgenden Tage auf den übrigen drei Vierteln weiterexerziert wurde, erfolgte die Umgrabung eines zweiten, dem ersten gegenüberliegenden Viertels in einer folgenden Nacht, und der Platz war für die Stadt gerettet. Später wurde er planiert, mit Rasen versehen und in der Mitte ein Springbrunnen errichtet, der im Munde des Volkes die Bezeichnung „Pockendenkmal“ erhielt, zum Andenken daran, daß zur Zeit der Errichtung die damals in Düsseldorf herrschende Pockenkrankheit erloschen war.

Der Hofgarten, die Perle Düsseldorfs, zerfiel und zerfällt noch in zwei durch die Fortsetzung der Hofgartenstraße getrennte Teile, den städtischen, der sich von jeher durch gute Pflege auszeichnete, und den fiskalischen. Zu dem eigentlichen Stadtbering gehörte, wie oben bemerkt, nur der Botanische Garten vor der Goldenen Brücke, der jetzt ganz verschwunden, und von dem auch schon damals ein kleiner Teil abgetrennt wurde, um auf ihm dem Gartendirektor Weyhe ein Denkmal für den von ihm entworfenen Hofgartenplan und seine Ausführung zu setzen. Dieses Denkmal erregte bei seiner Errichtung den Unwillen der Geistlichkeit, weil die Aufschrift: „Dem Schöpfer dieser Anlagen“, eine Gotteslästerung sei; nur Gott könne etwas schaffen, d. h. aus nichts etwas herstellen, aber kein Mensch. Als das jetzige Theater auf der Stelle des Botanischen Gartens gebaut wurde, mußte der Schöpfer der Anlagen sich in den fis-

kalischen Teil, auf den runden Platz am Jägerhof, zurückziehen; verdient hätte er, daß seine Statue auf dem Napoleonsberge stände und von dort herab auf sein Werk sähe. In den 40er Jahren wurde ein Teil des Hofgartens als Militärscheibenstand benutzt, der zwischen dem hinter dem Napoleonsberg laufenden Fahrweg und der jetzigen Inseistraße sich befand, parallel mit dieser, jedoch viel tiefer lag als das angrenzende Terrain, gegen welches der Stand durch Erddämme, Hecken und Bäume abgeschlossen war; er begann am Napoleonsberg und endete dort, wo jetzt die Pumpstation steht. An seinem Ende war zum Schutz des dahintergelegenen Holzplatzes und Lagerplatzes für Plastersteine und Basaltschrott ein hoher Wall aufgeworfen. Als die Gewehre verändert wurden und weiter trugen, wurde der Scheibenstand nach Eller verlegt, mußte aber auch dort nach mehreren Jahren aufgehoben werden, weil die hinter dem Stande auf dem Felde beschäftigten Landleute nicht mehr ihres Lebens sicher waren. Manche Kugel flog über den Schutzwall, und dieser Prozentsatz verdoppelte und verdreifachte sich bei Schnellfeuerübungen und den Schießversuchen der Kavallerie. Ich führte seinerzeit einen erfolgreichen Prozeß gegen den Militärfiskus auf Zahlung einer Entschädigung wegen Verletzung eines auf dem Feld des Rittergutsbesitzers Wolters beschäftigten Arbeiters, der von einer Kugel ins Knie getroffen war. Aus Anlaß dieses Prozesses mußte der Hauptmann M. sich hinter dem Wall aufstellen, um die über den Wall gehenden Kugeln zu zählen. Demnächst erfolgte die Verlegung des Scheibenstandes in den Aaper Wald.

Auf der Kastanienallee standen damals nur wenig Häuser, die bekanntesten waren damals das Wirtshaus zum grünen Esel, welches der Querstraße den Namen Grünstraße gab, und der Gasthof zum Prinzen von Preußen am Elberfelder Bahnhof. Den Ankauf dieses Gasthofes lehnte seinerzeit die Gesellschaft „Verein“ ab, weil viele Rentner und Industrielle behaupteten, „er läge so weit von der Stadt, daß man nur mit Wasserstiefeln durch die Sümpfe dorthin gelangen könne“. Wie die Kastanienallee, so hat auch der Steinweg, die jetzige Shadowstraße, im Laufe der Zeit eine große Umwälzung erlitten; sie begann am Flinger Tor, führte über den Kälbermarkt, den jetzigen Shadowplatz, und war eine einfach chaussierte Straße. Die an der nördlichen Seite gebauten Häuser hatten Vorgärten, so das Haus des Malers und Photographen Radermacher und des Schneiders Gartenfeld. Diese Vorgärten reichten fast bis zur Straßenrinne, so daß nur ein schmaler Fußweg vorbeiführte, der nach dem Fahrweg zu mit Ebereschen bepflanzt war. Am Ende des Steinwegs war der Becker'sche Garten, den später Geisler erwarb und der nunmehr unter dem Namen der Städtischen Tonhalle Eigentum der Stadt Düsseldorf ist. Neben dem Becker'schen Garten, dort, wo jetzt die Tonhalle sich hinzieht, befand sich die Heckingsche Fabrik und gegenüber an der jetzigen Jacobistraße und Jacobigasse die Deußsche und Westhoffsche Fabrik. An der Cölner Chaussee standen nur wenig niedrige Häuschen. Bis an diese heran reichte der herrliche Wald der Bilker Gemarkung, durch den man unter Eichen und Buchen stundenlang wandern durfte zu dem einsamen und einfachen Wirtshaus „An den Pöhlen“ in Gerresheim, zur „Gink“ in Erkrath oder bis an das enge, wilde romantische Neandertal, aus dem man die heilige Neanderhöhle nur erklettern konnte nach Durchwaten der aus den Schluchten wild hervorstürzenden Düssel; in einer dieser, vielleicht 50 Schritte von der Neanderhöhle entfernt gelegenen Schlucht zeigte meinem Vater und mir der Eigentümer der Kalksteinfelsen Anfangs oder Mitte der 40er Jahre in einer von Tropfstein gebildeten, fast ausgefüllten Nische die Überbleibsel eines menschlichen Gerippes mit Schädel (den später berühmt gewordenen Neanderthaler). Die größere Anzahl der in der Nähe der Stadt gelegenen Vergnügungslokale sind nach und nach der stets wachsenden Ausdehnung zum Opfer gefallen, insbesondere das oft von der Jugend besuchte Stockkämpchen mit seinem großen Garten zwischen dem Winkelshof und der Derendorfer Straße und auf der anderen Rheinseite die Faustensche Wirtschaft mit dem bekannten Wirthausschild „Zum Vater Rhein, au père du Rhin“; ferner sind verschwunden die vielen Spielplätze: die Kieskulle, eine große Kies- und Unlandsfläche hinter dem Elberfelder Bahnhof, geeignet zum Auflassen der Papiervögel; die letzte Windmühle an der Kavalleriestraße; der an der jetzigen Elisabethstraße gelegene Pulverturm, gegenüber dem von einer alten Lohfabrik benannten Lohpol; die Wirtshäuser in Unterbilk, die sieben Schwaben in Derendorf usw. Überall fand das leichtlebige Völkchen der Düsseldorfer Jugend Gelegenheit zu Vergnügungen und zum Spiel.

Zwei Erinnerungen sind mir aus meiner frühesten Jugend in Erinnerung geblieben, welche mit unseren Ausflügen zur anderen Rheinseite (Obercassel) zusammenhängen. Die eine betraf den Durchbruch des Heerdter Deiches, der den mächtig anstürmenden Hochfluten des aus seinen Ufern getretenen Rheines keinen genügenden Widerstand leisten, wegen seiner zu geringen Höhe nicht einmal das Wasser zurückhalten konnte und überflutet wurde. Nach Zerstörung des Deiches stürzte das Hochwasser zwischen Heerdter und Obercassel aus dem Heerdter Loch in gerader Richtung über das Ackerland, bis es vor Mönchenwerth wieder ins Rheinbett floß. Nicht allein der Heerdter Deich wurde vernichtet, sondern auch die nach Neuß führende Chaussee wurde metertief aufgewühlt, das Wegematerial fortgetrieben, und die Pappelbäume lagen entwurzelt in den Untiefen der aufgewühlten Chaussee. Die Verwüstung der Ackerfelder war schrecklich, die Ackerkrume war fortgeschwemmt, und fußhoher Sand und Kies vernichtete für Jahrzehnte die Möglichkeit, auf diesen Feldern Früchte zu ziehen. Noch heute sind stellenweise die Folgen sichtbar.

Eine zweite Begebenheit, die sich wohl kaum infolge der Rheinregulierung wiederholen wird, war die wochenlange Festsetzung des Rheineises an der Neustadt. Das Eis war so stark, der Frost so anhaltend, daß, um den Verkehr zwischen beiden Ufern aufrecht zu erhalten, die Behörde einen Weg über das Eis anlegte, welcher gegen das übliche Brückengeld betreten und befahren wurde. Tausende benutzten diese Gelegenheit, um auf dem Rheine spazieren zu gehen, und die erste feste Brücke verband schon damals das linke und das rechte Rheinufer.

Düsseldorf hatte überhaupt in den früheren Zeiten viel von dem Hochwasser zu leiden. Jährlich wurde ein Teil der Stadt, wenn nicht sogar zweimal überschwemmt, so daß die Rhein-, Zoll-, Flinger-, Berger-, Mühlenstraße, Kapuzinergasse usw. unter Wasser standen, die Gerichtssitzungen ausfielen, der Verkehr mit der linken Rheinseite ganz aufhörte, und der Verkehr in der Stadt mit Nachen und auf Stellagen nur mühsam aufrecht erhalten werden konnte. Das Rheinwasser staute in dem nördlichen Düsseldorf zurück und überschwemmte auch den unteren Teil des Friedrichsplatzes. Das Begehen der Stellage war nicht ohne Gefahr, da die Laufbretter schmal waren. Als ich einmal im Auftrage meiner Mutter auf der Bergerstraße bei dem Metzger Aul, dessen Laden nur auf Laufdielen zu erreichen war, eine Bestellung machen sollte, mahnte mich ein hinter mir gehender Herr: „Jüngelchen, fall nicht ins Wasser“, und sofort lag ich drin, da ich mich nach dem freundlichen Mahner umblicken wollte; ein rettender Engel in Gestalt eines Rheinkadetts entriß mich den kalten Fluten, und am folgenden Tage las ich mich in der Zeitung. Die Überschwemmungstage waren eine harte Zeit für meinen Vater, der bei manchem Krankenbesuch in überschwemmten Straßen Nachen und zu den ersten Stockwerken führende Leitern benutzen mußte. Den Verkauf von Lebensmitteln mußte die Stadtverwaltung in die Hand nehmen, und aus den ersten und zweiten Etagen wurden Körbe heruntergelassen, in welchen Brot, Wasserkrüge aus dem Nachen hinaufgezogen wurden. Der Unrat und Schmutz, der sich nach dem Verlaufen des Wassers in den überschwemmt gewesenen Straßen und Erdgeschossen der Häuser angesammelt hatte, und zurückgeblieben war, spottete, da eine Kanalisation und Wasserleitung nicht bestand, jeder Beschreibung.

Einen wie geringen Wert damals die Grundstücke vor den Toren Düsseldorfs hatten, mag an zwei Beispielen gezeigt werden. Das Haus an der Ecke der Königsallee und dem Shadowplatz mit dem ganzen Grundstückskomplex an dem damaligen Kälbermarkte vorbei bis zur Blumengasse wurde seinerzeit meinem Vater für 10 000 Taler zum Kaufe angeboten; er lehnte den Kauf ab, weil er als Arzt, falls er „vor die Stadt“ zöge, seine ganze Praxis verlieren würde. — Dasjenige Areal, auf welchem ein Teil der Josefinenstraße und des Königsplatzes angelegt ist, und welches früher Hopfensacks Gut hieß, und teilweise zu einer Privat-Irrenanstalt des Kreisphysikus Dr. Ernsts benutzt wurde, war für 15 000 Taler angeboten und konnte keinen Käufer finden, bis sich seiner der Baumeister Deckers und der Bankier Cleff erbarmten.

Erst nachdem die politischen Wogen sich beruhigt hatten, begann für Düsseldorf der Siegeslauf des Handels und der Industrie. Der damalige Oberbürgermeister Hammers war kein besonderer Freund der Fabriken, und jeder neue Schornstein war eine Nadel, die in sein für die schöne Stadt empfindsames Herz stach, aber der Verkehr war mächtiger. Schön war die Stadt in den neueren Straßen und in ihren gärtne-

rischen Anlagen, unschön und geradezu häßlich auf ihrer Rheinseite. Mit vorgebauten Ecken und unregelmäßigen Giebeln engten die Häuser der jetzt verschwundenen Krämerstraße das Rheinufer ein, und ihre aus Basaltblöcken errichteten Fundamente, ihre kleinen Fenster und Lichtlöcher mahnten an die alte Festung. Das alte, im Jahre 1872 abgebrannte Schloß und das daran stoßende Gebäude, in welchem früher die nach München entführte Bildergalerie im Werte von vielen Millionen aufgestellt gewesen war, und in welchem die von der Akademiestraße verlegte Kunstakademie später untergebracht wurde, riefen die Zeiten ins Gedächtnis zurück, in welchem dort ein kunstliebendes Herrscherhaus regierte. Auf schlechtem Pflaster, das in jedem Jahr von dem Rheinstrom überschwemmt und ausgewaschen und fast nie erneuert wurde, führte ein selten von Spaziergängern benutzter Weg am Rhein vorbei, bis ihn an der Zollstraße der Freihafen vom Rheine abschnitt. An dem Gefängnisraus und der Zollniederlage vorbei erreichte er an der Dammstraße, an der nur kleine, niedrige Schifferhäuschen standen, in der Nähe der berühmten Bäckerstraße wieder den Rhein. An dem nördlichen Ende des Rheinufers schwenkte ein nicht gepflasterter Weg an dem jetzt verschwundenen Sicherheitshafen vorbei in den Hofgarten. Abgesehen von den stets dort waschenden und keifenden Hausfrauen der Ratinger- und Ritterstraße wies nur in zwei Jahreszeiten der Hafen ein regeres Leben auf. Dies in Ordnung zu halten, hatte die Familie Rupertzhofen auf dem im Hafen stationierten Wachtschiff das erbliche und beschauliche Amt eines Hafenmeisters. Im Winter wimmelte es im Hafen von Schiffen, welche vor den Eisschollen des Rheins geflohen waren und von Dampfschiffen der Düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft, um ihre Sommergarderobe instand zu setzen und in frischem Kleide im Frühjahr sich den Rheinreisenden zu zeigen. Noch schöner war das Bild des Sicherheitshafens zur Zeit der Kirmes und des Schützenfestes. Auf dem Rasen der sich sanft senkenden Ufer bis zu den Hafenköpfen lagerte Düsseldorfs Bürgerschaft, alt und jung, vornehm und gering, in bunten malerischen Gruppen und Reihen und harnte des Schifferstechens, Wettauchens, Wettauchens, und des Fangens der Taucherenten. Welch brausendes Hurra erschallte, wenn unter den Klängen der Musik auf jeder Seite sechs oder mehr Kähne in Schlachtordnung vorrückten, jeder Kahn bemannt mit einem Steuermann, zwei Ruderern, und auf dem äußersten Hinterteil des Nachens der Kämpfer in kurzer bunter Hose und roter Mütze, bewaffnet mit einer mehrere Meter langen Stange, an welcher vorne ein dicker Stechknopf von Tuch oder Leinen oder ein mit Sand gefüllter Ball befestigt war. Führen die Kähne los, so suchten die Fechter, welche zusammengeduckt den richtigen Augenblick erspähten, sich gegenseitig ins Wasser zu stoßen; mit Hurra wendete der Sieger zu neuem Kampf; mancher stürzte, die Kraft des Stoßes unrichtig bemessend oder sein Ziel verfehlend, kopfüber von selbst unter dem Jubel der Menge ins Wasser; die Reihen lichteten sich, bis der letzte die Palme mit dem Siegespreis erhielt. Von dem Preisrichterschiff fielen aus einem weit aushängenden Korbe eine Schar Taucherenten ins Wasser, und Dutzende Schwimmer stürzten sich von dem Schiff ins Wasser, um die Enten zu haschen. Der Freude war kein Ende, wenn der Schwimmer die Hand zum Ergreifen ausstreckte, die Ente aber untertauchte und weit entfernt wieder zum Vorschein kam oder sich schnatternd erhob und über die Köpfe der frohlockenden Menge davonstrich.

Ein Zweig des Handels stand damals in Blüte; um die auf dem Rheine angekommenen Waren weiter zu versenden, und an die im Bergischen Lande wohnenden Empfänger zu besorgen, hatten sich viele Speditionshäuser in Düsseldorf niedergelassen und entwickelten eine umfangreiche Tätigkeit. Dieser Teil des Handelsstandes wurde durch die Eisenbahnen, die selbst als Spediteure auftraten, beschäftigungslos und hat seine Bedeutung fast verloren.

Unterhalb der Schiffsbrücke, da wo die Schiffe landeten, war der Verkehr etwas lebhafter, aber auch dort war keine Hast bemerkbar, und die Arbeit wurde mit Gemütlichkeit verrichtet. Die größeren Lasten wurden mittels des alten Krans aus den gelandeten Schiffen auf das Rheinwerft gewunden und gelegentlich weiter spedierte, die kleineren Lasten und die für die Stadt bestimmten Waren trugen die Lastträger aus den Schiffen bis in die Mitte der Stadt auf den Schultern. Diese abteilungsweise arbeitenden Träger lösten sich an den Straßenecken ab, indem ein Arbeiter seine Last auf die Schultern des anderen schob. Weder die Reihe der Träger noch der öffentliche Verkehr wurde gestört, und die Porzellanhandlung Franz Hohmann konnte ohne Unfall

mit einer Kolonne von acht Mann ihre Porzellanwaren aus den angekommenen Mosel- und Rheinschiffen in Körben auf ihr in der Flingerstraße gelegenes Lager tragen lassen. Die Rheinarbeiter (auch Rheinkadetten genannt), welche einen eigenen Stand für sich ausmachten, spielten auch in politischer Beziehung, namentlich in den Jahren 1848 und 1849 eine nicht unwichtige Rolle; sie waren zahlreich und trotz ihrer Gutmütigkeit gefürchtet. Kolonnenweise standen sie unter einem Vormann, welcher die Verträge zum Löschen und Weiterschaffen der verladenen Waren abschloß und für die richtige Auslöhnung und Verteilung sorgte. Neben der Tätigkeit als Entlader hatten sie im Nebenamte, falls die Schiffbrücke wegen des hohen oder niedrigen Wasserstandes nicht in einer Ebene mit den Ufern des Rheins lag, an die Lastkarren zu Gewinnung der oft beträchtlichen Höhe hilfreiche Hand zu legen und die Karren zu „däuen“. Infolge dieser Beschäftigung für welche eine Taxe festgesetzt war, gaben sie sich den Namen „Däuklub“, der wegen seiner scharfen und witzigen Bemerkungen und der ihm in Wort und Tat zu Gebote stehenden Schlagfertigkeit auf dem Rheinwerft eine dominierende Stellung einnahm.

Der innere Verkehr Düsseldorfs spielte sich hauptsächlich in der Altstadt und den auf den Marktplatz ausmündenden Straßen ab, in den anderen Straßen war es so still und menschenleer, daß noch in den fünfziger Jahren ein Hauptvergnügen der Jugend darin bestand, abends die Hausschelle eines Hauses mit der Tür des gegenüberliegenden und umgekehrt zu verbinden, so daß bei dem Öffnen der Tür die Hausschelle des gegenüberliegenden Hauses mit Gewalt in Bewegung gesetzt wurde, und wenn darauf die Türe dieses Hauses geöffnet wurde, die Hausschelle des ersteren ertönte.

Die Beleuchtung der Straßen in den vierziger Jahren wurde durch Öllampen versucht, die in der Mitte der Straßen hingen und durch Nachlassen des an den Häusern angebrachten Seiles herabgelassen und so gereinigt, angezündet oder ausgelöscht werden konnten. Namentlich das letztere besorgte zur Unzeit abends spät die Jugend und benutzte die Laternen als Nachtherberge für Katzen und Hunde. Für das stets musikalische Düsseldorf gaben diese Einwohner der Laternen nachts ein aus höheren Sphären tönendes Konzert, ein Hochgenuß, der von den Schimpfreden der Nachbarn auf die Düsseldorfer Jungen begleitet wurde. Mit der durch den Advokat Anwalt Weiler auf sein Risiko ausgeführten städtischen Gasbeleuchtung hatte das Vergnügen ein Ende; das vorher von Middendorf zwischen der Breite- und Kanalstraße fabrizierte Gas, welches aus großen, in Möbelwagen befindlichen Gasometern einzelnen Hauseigentümern geliefert wurde, hatte einen nicht zu erschwingenden Preis, dessen Höhe teilweise auch darin seinen Grund hatte, daß sehr viel Gas entwich, wenigstens der den Möbelwagen namentlich bei der Abgabe des Gases begleitende Geruch ließ darauf schließen und veranlaßte die trotz des Geruches nie weichende Gefolgschaft des Düsseldorfer Radschlägerkorps, sich in unparlamentarischen Ausdrücken über die Familie Middendorf zu ergehen.

Nich viel besser als die Straßenbeleuchtung war auch die Beleuchtung in den Häusern. Man könnte wirklich ein Stück Kulturgeschichte geben, wenn man die Beleuchtungsfrage des vorigen Jahrhunderts verfolgen und die Beleuchtungsmittel, öffentliche wie private, beschreiben wollte. Es sei nur daran erinnert, daß nicht allein in den Privathäusern, sondern auch in den öffentlichen Sitzungen des Landgerichts, Friedensgerichts, ja des Assisenhofes Talgkerzen den Richtern und Geschworenen das Licht zur Findung des Urteils verbreiten mußten; neben jeder Talgkerze, von denen eine für je zwei Richter leuchtete, lag eine Lichtputzschere auf einem Teller; nur den Advokaten wurde eine Beleuchtung nicht zuteil. Wie oft habe ich als Schüler bei einer Talgkerze arbeiten müssen und so die notwendige Erleuchtung für mathematische Aufgaben und deutsche Aufsätze zu erlangen gesucht. Einen großen Fortschritt in der Leuchtkraft zeigten die Stearin- und Paraffinkerzen; für die Erleuchtung der Behörden aber genügte noch jahrelang das Licht der Talgkerze. Später traten an Stelle der Kerzen und der kleinen Öllämpchen mit flachem Docht die Lampen mit Pumpwerk, das so oft als nur möglich von den Kindern zum Schrecken der Mutter in Tätigkeit gesetzt wurde. Als dann die Moderateurlampen und solche mit Ölzylindern, welche an der Seite angebracht das halbe Zimmer verdunkelten, in Gebrauch kamen, war man über das helle Licht entzückt, bis schließlich Gas und elektrisches Licht den Sieg davontrugen.

(Fortsetzung folgt)

„Zum schwarzen Anker“

Bolkerstraße 35

Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ hat wieder sein eigenes, großzügiges Vereinsheim und zwar mitten im Herz der Altstadt, in der Bolkerstraße „Zum schwarzen Anker“ geheißen. Das verdankt er der treubesorgten Vereinswirtin Frau Fine Rothaus, die unter Aufwand aller ihrer Kraft das schöne Haus, das erste seiner Art von Rang nach der völligen Zerstörung der Altstadt hier wieder errichtete. Sie vollbrachte damit eine Tat, die wir alle nicht hoch genug anschlagen können.

Wir blättern zurück im Buch der Geschichte. Den Namen der Straße hat Düsseldorfs größter Sohn Heinrich Heine rühmlich bekannt gemacht, da er in der Ferne schrieb: „... und ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen, und wenn ich sage nach Hause, dann meine ich die Bolkerstraße...“ Und der gelehrte Heinrich Ferber schrieb: „Eines der wenigen Häuser der Bolkerstraße, die durch die Stürme der Zeit ihren Namen bewahrt haben, ist das folgende Haus Nr. 35, welches schon 1715 „Zum schwarzen Anker“ hieß. Als 1638 auf den Ruf des Herzogs Wolfgang Wilhelm zwei Cölestinerinnen von Cöln anlangten, um hier ein Haus ihres Ordens zu begründen, nahmen sie im Anker, wo sie drei Zimmer mieteten, Wohnung. Hier nahmen sie auch zwei Novizinnen, ein Fräulein von Ahr und ein Fräulein von Moercken als Novicen auf, die erste starb während des Noviziats, die zweite legte hier Profess ab. Wie schon früher erzählt, erwarben die Schwestern 1642 ein Haus in der Ratinger Straße, wo sie Kloster und Kirche erbauten. Unser Haus gehörte 1663 dem Hofmüdder Peter Geringhausen, 1738 der Familie Schmitz, aus welcher Maria Anna Schmitz den hochfürnehmen Rathsverwandten Adolf Lebally heiratete. Beide verkaufen den „Schwarzen Anker“ 1741 an Bertram Dahmen. Im Anfang dieses Jahrhunderts finden wir die Erben Stommel im Besitz; sie verkaufen das Haus 1808 an den Bäcker Johann Lindorf.

Die weitere Auskunft über das Schicksal unseres Hauses gibt uns das Grundbuch beim Amtsgericht, darin sorglich registriert wird: Der Schenkwirt Wilhelm Nolden und seine Ehefrau Margaretha geb. Groß erwerben den „schwarzen Anker“ 1868 von ihrem Onkel, dem Bäcker Johann Lindorf. Der Bierbrauer und Schenkwirt Arnold Nolden (Sohn des Wilhelm Nolden) und dessen Ehefrau Elise geb. Schmittmann verkaufen die Gaststätte an den Bierbrauer und Schenkwirt Michael Schmittmann am 6. Sept. 1871. Er und seine Ehefrau Josepha geb. Panzer verkaufen dem Gastwirt und Bierbrauer Johann Hüsgen und seiner Ehefrau Margarethe geb. Maassen den „schwarzen Anker“ am 4. August 1882 für 105 000 Mark. Von ihnen erwarb am 1. August 1890 die Gaststätte, Brauerei und Brennerei die Düsseldorfer Aktienbierbrauerei. Diese überträgt am 21. November 1890 den „schwarzen Anker“ zu Eigentum an den Gastwirt Heinrich Laufs und an seine Ehefrau Gertrud geb. Gilles. Am 29. September 1914 geht der „schwarze Anker“ in den Besitz der Bierbrauerei Neuhausen und Hermes G. m. b. H. über, und am 5. August 1919 werden der Gastwirt Johann Berger und seine Ehefrau Auguste geb. Rüping Eigentümer, die die Gaststätte 1930 an die Eheleute Peter Strahl und Auguste geb. Görgens verpachten. Ein Jahr später war der Wirt Gustav Rensch Pächter, Johann Berger verkaufte den „schwarzen Anker“ am 14. Juni 1932 an die Firma Vereinigte Villicher Brauereien und Hannen-Korschenbroich G. m. b. H., Villich, die ihn ihrerseits am 18. Oktober 1932 an die Eheleute Otto Rothaus und Finchen geb. Esser weiter veräußerten.

Bei dem Bombenangriff auf Düsseldorf am 22. April 1944 sank die schöne Gaststätte in Schutt und Asche. Am 5. Oktober 1944 fiel in Rußland ihr Besitzer, der Gastwirt Otto Rothaus. Seine Ehefrau Finchen geb. Esser aus der Citadellstraße führte das Geschäft in dem provisorisch hergerichteten Gastraum „Zum schwarzen Anker“ bis auf den heutigen Tag weiter.

Nun vollendete sich die Tat. Auf den Trümmern entstand das neue Haus, festgefügt auf den Grundmauern der Altstadt. Es weht darin fröhlich der Geist der Heimat. Möge

der Segen Gottes allezeit darauf ruhen. Im Grundstein wurde etwas Liebes und Lebendiges mit eingemauert, von dem der Zauber der Unvergänglichkeit ausgeht. Und Frau Finchen Rothaus führte die verehrungswürdige Düsseldorfer Tradition fort, da sie dem neuen Haus in Erinnerung an das alte den angestammten Namen gab:

„Zum schwarzen Anker“.

So steht es auch erneut geschrieben im Grundbuch des Amtsgerichts zu Düsseldorf.

Dr. P. K.

*

Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar . . .

Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, was mein einst war!
Was die Schwalbe sang, die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang es jetzt noch klingt.
O du Heimatflur, laß zu deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur entflieh'n im Traum!
Als ich Abschied nahm, war die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, war alles leer.
Wohl die Schwalbe kehrt, und der leere Kasten schwellt:
Ist das Herz geleert, wird's nie mehr voll.
Keine Schwalbe bringt dir zurück wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt im Dorf wie einst.

Friedrich Rückert (1788—1866)

*

**Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“
im Monat Oktober 1948**

(Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Düsseldorf, Bolkerstraße 35, abends 18.30 Uhr)

Der laufende Beitrag wird ab 1. Oktober 1948 mit DM 1.— pro Monat bzw. DM 3.— vierteljährlich durch die Post kassiert werden.

Der Vorstand.

*

**Dienstag, 5. Oktober: Gründungsfest und Einweihung
des neu hergerichteten Vereinsheimes**

Dienstag, 12. Oktober: Robert Voss: „Herbstliche Besinnung“

Dienstag, 19. Oktober: Akademieprofessor Dr. Heinrich Schmidt:
„Rembrandt — Aus der Schatzkammer der ehemaligen kur-
fürstlichen Galerie zu Düsseldorf“

Dienstag, 26. Oktober: Staatsarchivrat Dr. Wilhelm Classen:
„Die Anfänge der Düsseldorfer Schifffahrt“

*Wir bitten unsere Mitglieder, Freunde und Gönner höflich, diese
Blätter sorglich zu sammeln und aufzubewahren.*